

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 268.

Samstag, den 15. November 1903.

18. Jahrgang

Berliner Brief.

Von A. Silbink.

Nachdruck verboten.

Die Kaiserkränze. — Ein neues medizinisches Wort. — Die bösen Wahlen. — Probleme und Fortschritt. — Wo ist das Kind? — Der Tsar braucht keine Fahne nicht. — Neue Stimmrechts-Moral. — Richard Schmidt-Gabani.

Eine böse Überraschung hat diese Woche gebracht: Der Kaiser ist operiert worden! Niemand hätte eine Ahnung, daß er krank sei, nichts war vorher verlautet, daß der Monarch Halsbeschwerden habe, die schließlich zu einer Operation führten. Alle Welt weiß jetzt, daß es sich um einen Polypen auf der Stimmrinne gehandelt, daß die Operation gut verlaufen ist und daß eine Besorgnis nicht mehr besteht. Und trotzdem — die Kaiser-Operation schwindet nicht aus der Diskussion, das Ereignis kam zu überraschend und ist im Hinblick auf frühere Vorgänge zu bemerkenswert, als daß das Volk darüber schnell hinwegkommen sollte. Daß die Bulletin eifrig studiert werden, ist selbstverständlich, ebenso, daß man sich mit der Persönlichkeit der Kränze, die den Kaiser behandeln, sehr eingehend beschäftigt. Am Eingehendsten aber beschäftigen sich die sogenannten „weiten Kreise“ mit der Frage: „Was ist ein Polyp?“ und „Was ist eine Stimmrinne?“ In Tages- und Fachblättern wird das Wesen des Polypen geschildert und eine Erklärung für das neue Wort „Stimmrinne“ gesucht. Dem großen Mann ist das Wort vollständig fremd gewesen und es ist daher begreiflich, daß man nach der Art eines Organes forscht, welches man im Halse trägt und von dem man noch nicht mal wußte, wie es heißt. Der Volksmund hat sich indessen bereits des Wortes bemächtigt und sagt: „Dalt bloß Deine Stimmrinne“ oder nach Wendischer Manier „Mir kann keiner an die Stimmrinne tippen.“ Am Ende aller Gespräche steht aber der Wunsch, daß der Kaiser bald vollständig genesen sei und daß er fürder bewahrt bleibe vor Krankheits-Erscheinungen, die ihn und sein Volk beunruhigen müßten.

Das Volk hat nun auch gegen Ende der Wahlen in Unruhe gelebt. Die Wahlen, die bösen Wahlen! Wenn diese Jellen — Wippen würde sagen — das Licht der Tagesstrahlen erblicken, sind die Resultate in Stadt und Land schon bekannt. Nach allem, was man beobachten konnte, hat es diesmal wieder einen harten Kampf gegeben. Je größer der Umfang der Wahlbeteiligung ist, desto geringer ist der Kampf, wenn aber die bekannte Wahlschwärze vorherrscht, wird der Kampf sehr heftig. Man will diesmal die Beobachtung gemacht haben, daß doch nicht mehr die frühere Wahlteilnahme herrscht. Woran das liegt, darüber zu sprechen, ist hier nicht der Ort, denn ein politisch lieb ist ein garstig. Die Wahlteilnahme war freilich doch vorhanden, aber nur bei der Schuljugend, welche einen freien Tag gehabt hat. Die richtige Wahlpolitik hat, wie das immer der Fall ist, erst wieder am Abend in den Kreisen, in den Wahlversammlungen und in den Bezirksvereinen eingesetzt und auf kurze Zeit sind die Gespräche über den Prozeß Avilecki und den Prozeß gegen den Leutnant Wisse verstimmt, um andern Tags aber mit um so größerer Lebhaftigkeit wieder aufgenommen zu werden. Daß man schon bei dem politischen Prozeß sich in Ausdrücken gerechten Staunens ergangen, so ist dies bei dem Fortbacher Garnisonsprozeß um so mehr der Fall. Im Polen-Prozeß hat sich das Mäglein durch die Ähnlichkeit-Untersuchung des verurteilten kleinen Grafen und des kleinen Webers zu Gunsten der Angeklagten geneigt, denn die Ähnlichkeit-Kommission hat zwischen den beiden Kindern keine, zwischen dem Grafenkind und der Gräfin dagegen große Ähnlichkeit herausgefunden. Die Volksstimme aber fragt nun: Wenn der kleine Graf wirklich der Graf ist, wo ist dann das Kind der Frau Weber geblieben? Mit dieser Fassenfrage: „Wo ist das Kind?“ beschäftigt man sich sehr eingehend, aber noch eingehender, wie ich in der Lage bin, festzustellen, mit dem Fortbacher Garnisonsprozeß, der nicht allein in allen Familien, sondern im ganzen Berliner Soldatenkorps eifrig diskutiert wird. Die Angelegenheit des jetzt zu sechs Monaten Gefängnis verurteilten Leutnants Wisse ist keine Berliner Angelegenheit und doch wieder ist sie eine solche, denn es handelt sich um deutsches Militär, und Berlin ist die Seele des deutschen Militärs. Wie nun auch die schriftstellerische Tätigkeit des Leutnants Wisse bezüglich seines Romans „Aus einer kleinen Garnison“ aufgeföhrt werden möge — ich meine vom Standpunkt der Militärdisziplin — eines erhält nicht nur aus dem Roman, sondern aus der

Verhandlung vor dem Militärgericht in Metz: „Nette Zustände herrschen in Fortbach“, und die Berliner, die man in puncto Tugend so oft schmäh, klopfen sich stolz an die reichshauptstädtische Brust und sagen: „Wir Berliner sind doch bessere Menschen.“ Der Tsar, bei dem die merkwürdigen Ereignisse sich abgespielt haben, steht so wie so nicht gerade hoch in der Gunst. Mir fällt ein Lieblings-Gassenhauer der bekannten Soubrette Annie Dierksens ein, die in frühlicher Runde gern anstimmte: „Der Tsar braucht keine Fahne nicht, na warum denn nicht? — Na, er braucht sie nicht!“ Die Fahne der Stimmrinne konnte man in Fortbach nicht allzu hoch halten. Polen und Fortbach werden mit einander verglichen und es ist das heikelste Thema, welches dabei diskutiert wird: Das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander. Die moderne dieses Thema ist, erhellt aus mehreren Versammlungen, die soeben in Berlin unter großem Zutritt der Damenwelt abgehalten wurden. Eine ausmündige Rednerin sprach über die Verechtigung des Weibes bezüglich einer größeren Teilnahme am Liebesleben. Die Rednerin vertritt ungefähr folgenden Standpunkt. Man sollte dem weiblichen Geschlecht dieselben Rechte einräumen, wie dem Manne, d. h. es soll dem Weib gestattet sein bezüglich des intimen Verkehrs mit dem Manne zu tun, was ihm beliebt. Die Begründung ist etwas subtiler als diejenige, welche die Verechterinnen der freien Liebe anführen, immerhin laufen beide Thematika auf eines hinaus.

Interessant wäre die Betrachtung über alle diese Dinge vom Standpunkt des Eitenschilderers der heutigen Zeit und der erste Niederschlag aus den eben berührten Vorlesungen und Erscheinungen wird wohl in den satirischen Auslassungen unserer Witzblätter erscheinen.

Einer, der sich das Thema sicher nicht hätte entgehen lassen, ist soeben plötzlich dahingeshieden. Es ist der langjährige Redakteur des „Ill.“ Richard Schmidt-Gabani. Der reingewandte Satiriker hätte die Prozesse Avilecki-Wisse und die neuesten Liebesforderungen der Frauen vom Standpunkt der „Nette“ behandelt, die ihre Ansichten in Reimen ihrem Album einverleibt hätte. Es wäre gewiß interessant gewesen, Zettes Ansichten über dieses heisse Thema kennen zu lernen.



„Lebende“ Erziehung. Das kgl. Landgericht zu Dresden verhandelte als Berufungsinstanz gegen den 56 Jahre alten Privatius Drissin und dessen Ehefrau geborene Gerisch, beide aus Köpchenbroda, wegen Körperverletzung, begangen an ihrer Adoptivtochter. Die Angeklagten erhielten von der ersten Instanz, dem hiesigen Schöffengericht, wegen dieses Vergehens je 500 A. Geldstrafe eventuell 50 Tage Gefängnis. Durch die damalige Beweisaufnahme wurde für erwiesen erachtet, daß die Eheleute Drissin ihre damalige 18 Jahre alte Adoptivtochter Marie in der rohesten Weise mißhandelt hatten. Bei der furchtbarsten Kälte mußte sie draußen ohne schützende Kleidung schlafen, beide Hände erfroren der Unglücklichen dabei, so daß sie nicht einmal im Stande war, ihre wenigen dürftigen Kleider zuzumachen. Die Kleidung selbst befand sich in zerrissenem, schmutzigen Zustand, so daß das arme Geschöpf einen Eindruck größter Verwahrlosung machte. Das Hemd und die Hölde fielen ihr buchstäblich vom Leibe. Daneben erhielt Marie, wenn sie dem Vater oder der Stiefmutter mit Klagen über diese entsetzliche Behandlung kam, von beiden Eltern Stockschläge mit Rohrstock, Ausklopfen oder Peitsche, so daß zuzeiten ihr Körper über und über mit Striemen, Beulen und blauen Flecken bedeckt war. Das bedauernswürdige Mädchen suchte deshalb bei Majewitz in der Elbe den Tod. Es wurde jedoch gerettet und dem Krankenhaus zugeführt. Gegenwärtig ist der Aufenthalt des Mädchens nicht zu ermitteln. Die von den Angeklagten eingelegte Berufung wurde von dem Landgerichte als unbegründet kostenpflichtig verworfen und das erstinstanzliche Urteil bestätigt.

Therese Humbert im Zuchthaus. Nachdem der Kassationshof die Revision des Ehepaares Humbert verworfen hat, ist für Friedrich und Therese Humbert der Eintritt der Zuchthausstrafe notwendig geworden. Der Gaudis weiß zu melden, daß Friedrich Humbert seine Strafe in der Anstalt zu Fredens, wo er bisher gehalten war, abtügen wird. Frau Therese Humbert

hingegen wird mit dem nächsten Transport in das Frauenzuchthaus nach Rennes — bekannt durch den Dreyfusprozeß — gebracht werden. Dort haben alle bisherigen Vergünstigungen ein Ende. Therese Humbert wird in Rennes als die Nummer leben, die sie beim Eintritt erhält, sie wird die Uniform, die Lebensweise, die Arbeit der übrigen Sträflinge teilen. Die Straußkleidung ist aus grauem Wollstoff, den Kopf bedeckt ein blau und weiß kariertes Leinentuch, das die Haare vollständig verhält, ein ebensolches Brusttuch wird vorne gekreuzt und rückwärts gebunden; eine graue Schürze vervollständigt das Kostüm. In Rennes werden von den gefangenen Frauen allerlei Arbeiten verrichtet: die kräftigen machen Kleider und Leinwandstücke mit Maschinen oder mit der Hand; die schwächeren haben Portons für Zigaretten und Tabak anzufertigen. Der Tageslohn beträgt sich nach der Geschicklichkeit der Gefangenen auf 90 Centimes bis 2½ Francs. Die Arbeitszeit ist auf 10 Stunden täglich bemessen, die durch Spaziergänge im Winter und Sommer unterbrochen wird. An Sonn- und Feiertagen werden die Frauen zur Messe geführt, bei der sie im Chor mit-singen. An Nahrung erhalten die Gefangenen täglich zwei Suppen mit frischen Gemüsen und eine Schüssel mit Erbsen, Binsen oder Reis. Donnerstags und Sonntags bekommen sie Fleisch. Von ihrem Ueberverdienst dürfen sie sich Braten, Ragout, Kartoffeln, Eier, Butter, Milch, Kaffee, Käse Obst und Kaffee kaufen. Donnerstag und Sonntag dürfen sie sich auch Wein kaufen. Sie speisen an Tischen zu sechs Plätzen. — So wird die „große Therese“ die nächsten fünf Jahre ihres Lebens zu verbringen haben.

Die armenische Vendetta. Die Jagd nach dem Mörder des Armeniers Sagatiel Sogouni hat auf eine unerwartete Fahrt und diese zu einem neuen Mystery geführt. Zeugen hatten den Mörder einen heilen Abhang zwischen dem Kirchhofe und den Wäldern der Wasserwerke von Ranshead hantieren sehen. Jenseits dieser Erhebung liegt offenes Land, durch das ein Pfad nach Brockley führt. Eine Viertelstunde später begegnete eine Frau auf diesem um jene späte Abendstunde fast verlassenem Pfad zwei Männern: beide schwarzhaarig, von dunkler Gesichtsfarbe, zweifelslos Südländer; der eine von ihnen sehr groß und der Beschreibung nach eines der bekanntesten Mitglieder des armenisch-anarchistischen Ausschusses; der zweite, wenn das Signalement der Zeugin nicht deren erregter Phantasie entsprungen ist, zweifelslos der Mörder. Beide Männer begaben sich nach Greenwich. Ihre Spur, die von da an leicht verfolgt werden konnte, denn sie wurden später von einer ganzen Reihe von Passanten gesehen, führte direkt zum Hafen, in welchem um diese Zeit eine unbekannte, kleiner, nur vierzig Tonnen haltender französischer Dampfer lag. Dieser ging darauf in See, ohne die üblichen Formalitäten zu erfüllen, ohne Papiere und ohne daß man wußte, woher er gekommen und wohin er gegangen. Die Polizei ist überzeugt, daß der Mörder auf diesem kleinen Dampfer Zuflucht gefunden hat und auf ihm entkommen ist.

Bei eintretendem Bedarf empfehle ich:

Jagdwesten, braun gestrickt, von Mk. 1.20 an

Arbeitswämme, grau oder blau, von, Mk. 2.50 an

Arbeiterhemden, baumwollbiber, von Mk. 1.— an

Unterjacken, Unterhosen, Tricot hemden
von 45 Pf. 0.95 Pf. 95 Pf. an

Socken **Mannsstrümpfe**
von 20 Pf. 95 Pf. an

bis zu den besten Qualitäten
in bekannter Güte und reichhaltigster Auswahl.

L. Schwenck, 9 Mühlgasse 9,

Strumpfwaren u. Trikotagen.

Gegr. 1873.

8077

Wegen Todesfall

gänzlicher Ausverkauf

des vorrätigen Schuhlagers.

9998

Hochstraße 16.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager. —

sowie alle

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter

Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse.

900

Sunlight Seife

Ein Urteil aus der Praxis!

Frau Professor Dr. St. in B.

schreibt:

„Ich hatte schon vielerlei Seifen im Gebrauch, aber so blendend weisse Wäsche wie mit Sunlight Seife habe ich noch nie erzielt.“

Schuhwaren

für Damen, Herren u. Kinder

solidestes Fabrikat, billige feste Preise.

9108

Carl Meilinger,

Ecke Ellenbogen- und Neugasse.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“ *

Nr. 268

(2. Beilage.)

Samstag, den 15. November.

1903;

Geheime Schuld.

Roman von Max von Weizenthurn.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

5.

Als nach geraumer Zeit Tante Elisabeth unhörbar die Thür des Gemachs öffnete, stand sie wie gebannt. Noch immer hielt Berthel den Gatten umschlungen und der Friede in seinen bleichen Zügen sagte ihr, daß diese beiden Menschen sich endlich gefunden hatten, — an der Schwelle des Grabes.

Was sagten hier alle Worte? Sie nahte sich Beiden.

„Berthel“, sprach sie, „es wird spät und die Fahrt hat Dich ermüdet. Geh, ruhe etwas aus; ich werde bei Viktor wachen!“ Aber Berthel schüttelte das Haupt.

„Nein“, antwortete sie, „ich verlasse Viktor nicht; ich würde es ja nie gethan haben, hätte ich, — o, hätte ich alles gewußt!“

Thränen brachen aus ihren Augen. Mit großer Anstrengung erfaßte er ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Wenn Du es gewußt hättest“, sprach er und sah sie eindringlich an, „wenn ich es wirklich gewagt hätte, Dir alles zu sagen, Berthel, Du, — wärest nicht entsezt vor mir geflohen? Dich hätte nicht die Angst vor einem Menschen erfaßt, dessen Trachten nach Deinem Leben stand?“

Offen begegnete sie keinem fragenden Blick.

„Hätte ich gewußt“, antwortete sie, „wie Dein Vater an Deiner Mutter handelte, wie sein Wahnsinn auf Dich überging, ich hätte Dich aus tiefster Seele bemitleidet und aus diesem Mitleid wäre jene Liebe entstanden, die ich Dir einst versprach. Nie wäre ich von Dir gegangen, — niemals! Und ich weiß auch, Viktor, daß das, was Du so sehr befürchtest, niemals geschehen wäre. So wahr, als ich in dieser Stunde neben Dir kniee, weiß ich, daß Deine Hand sich nie gegen mich erhoben haben würde!“

„Das glaubst Du?“ fragte er bebend mit aufleuchtenden Augen.

„Ich weiß es, — ich fühle es!“ erwiderte sie mit Festigkeit. „Du hättest es niemals gethan! Es hätte mich keine Sekunde geängstigt, und allmählich wäre auch der Taumel, der Deine Sinne erfaßte, daß Du währtest, vom Wahnsinn befallen zu sein, an Dir vorübergegangen und Du hättest Dich zurecht gefunden mit den Verhältnissen. Es brach zu viel auf einmal auf Dich herein, Viktor; so verlorest Du den Verstand. Hättest Du es über Dich gebracht, mir Dein Vertrauen zu schenken, es wäre alles, alles anders gekommen!“

Es sprach so viel Ueberzeugung aus ihren Worten, daß auch er sich überzeugt fühlte. Der kummervolle Ausdruck von früher lagerte sich wieder auf sein Angesicht.

„So war mein Opfer ohne Grund, alles Leid, alle Schmerzen der Trennung —“

Tante Elisabeth fiel ihm mit Energie ins Wort.

„Das ist selbstquälerisch!“ sagte sie bestimmt. „Berthel, geh und ruhe aus; zu viel Aufregung kann Viktor nur schaden. Wenn Du die ganze Nacht hier bleibst, schläft er keine Sekunde, und er kann den Schlaf nicht entbehren. Viktor, bitte doch Du sie! Dir wird sie gehorchen!“

Die Aufgabe war eine harte, aber er mußte auch, wie Recht seine Tante hatte. Sie, nicht er, — was lag denn noch an

seinem Leben? — bedurfte der Ruhe, und so sprach er mit Ueberwindung:

„Ich gestehe, ich bin etwas erschöpft. Geh, Berthel! Morgen wollen wir dafür den ganzen Tag zusammen verbringen. Nur wenige Stunden ruhe aus!“

Berthel erhob sich mit Widerstreben, sie rückte dem Kranken die Kissen zurecht und sprach:

„Du willst es! Gute Nacht denn, mein Viktor! Versuche auch Du, zu schlafen, damit Du morgen gestärkt bist!“

Sie küßte ihn noch einmal. Lady Carley geleitete Berthel hinaus. Draußen sah Berthel sie traurig an.

„Ach“, flüsterte sie, „warum verborrt der Lebensborn in uns, und tödtet die Menschen, wenn sie das Glück erreicht haben und sie die Hand danach ausstrecken möchten, um es festzuhalten? Wie glücklich könnten wir jetzt Alle sein!“

Lady Carley schüttelte ihren weißgepökelten Kopf.

„Mein Kind, das Leben ist wohl schön; wenn aber das Leid zu tief in uns Wurzel gefaßt hat, dann ist's Tod eine Erlösung. Würde noch einmal die Sonne goldig vor ihm aufgehen, sein Auge wäre doch zu blind, um die Schönheit zu genießen. Für ihn giebt es nur mehr die Morgenröthe der Ewigkeit, welche dem Abend seines Lebens folgt, und dieser Abend neigt sich zu Ende!“

Die Worte begleiteten Berthel in den Traum und durch denselben. Dennoch schloß sie fest und die Sonne stand bereits wieder am Himmel, als sie am nächsten Morgen erwachte.

Lebte er noch? Es war ihr erster Gedanke. Stand nicht der Tod bereits an seiner Seite?

Sie kleidete sich an und zog an der Glockenschmür. Blanca trat ein.

„Ich weiß, welche Frage Du nicht auszusprechen wagst, armes Kind“, sprach sie und küßte Berthel. „Sei ruhig, der Schlaf hat ihn gestärkt. Er erwartet Dich!“

Berthel eilte hinab.

Sie fand Graf Northon wie am Abend zuvor halb aufgedichtet mittels Pfissen, die Züge so leblos und bleich, daß es ihr für Augenblicke den Atem raubte. „Hatte er wirklich geschlafen? Er hatte einen so festem müden Blick. Er war es, der sie zuerst ansprach:“

„Berthel, welchen Frieden bringt mir Deine Nähe! Aber ich will nicht, wie gestern, nur von mir sprechen. Du mußt mir nun von Deinem Leben erzählen, — alles, was Du um meines Irthums willen littest!“

„Da ist nicht viel zu erzählen!“ erwiderte sie. „Es war ein alltägliches Leben, wie das tausend anderer. Ich ging auf Arbeit aus und fand sie. O, gräme Dich nicht darum, Viktor! Es war mir gar nicht einmal so mühsam, und ich glaube es liegt Wahrheit in den Worten, daß Arbeit Segen bringt. Für rastlose, unzufriedene Menschen ist anhaltendes Arbeiten ein Segen; sie haben keine Zeit, sich unzufrieden zu fühlen. Es ging mir dabei sehr gut und meine Kräfte kamen mir zu statten, ohne daß ich mich jemals matt gefühlt hätte!“

„Aber die Stunden, in denen Du nicht arbeitetest die Gedanken, welche Dich dann ergriffen, Du verschweigst sie mir aus

„Schonung für mich!“ sagte er traurig. „Ich habe nie einen Augenblick daran gedacht, Du könntest Schloß Bowlys verlassen; ich hätte es besser wissen sollen; aber ich war überzeugt davon, Du würdest bei Tante Elisabeth bleiben. Mit Deinem Stolz“, schloß er wehmützig lächelnd, „rechnete ich nicht!“

„Mit meinem Stolz? Mit meiner Herzlosigkeit, Viktor!“ antwortete sie demüthig. „Wie konnte ich nur so schlecht gegen Dich handeln!“

„Du handeltest, wie Du nicht anders konntest, Berthel“, antwortete er eifrig, „ich erkenne es jetzt. Aber wenn eines Tages noch einmal das Glück an Dich herantritt dann, Berthel, dann laß Deinen Stolz die Brücke nicht abweisen, welche es Dir bietet. Berthel, ich bete für Dich um dieses Glück, ich hoffe darauf! Ich würde sanfter ruhen, wenn ich Dich glücklich wissen könnte!“

„Viktor, still, o, still,“ flüsterte Berthel, „Deine Herzengüte tödtet mich!“

„Berthel, noch eine Frage“, begann er nach einer sekundenlangen Pause „eine letzte Bitte! Du schlägst sie mir nicht ab, nicht wahr?“

„Viktor, nein, alles, alles — sprich!“

„Berthel, wenn ich nicht mehr sein werde, versprich mir, das zu nehmen, was Dir gebührt. Wirf Deinen Stolz von Dir! Die Wittve eines Grafen Northon muß die Würde des Hauses, dem sie angehört, vertreten und — Du bist meine Gattin! Juan Northon, der mit einer Kreolin in Martinique verheirathet ist, erbt das Majorat. Du erhältst das Wittum und das Vermögen meiner Großmutter, welches mein freies Eigenthum ist und das ich Dir testamentarisch vermacht habe. So schütze ich Dich wenigstens vor pekuniären Sorgen. Dies ist mein letzter Wunsch, — ja, mein Befehl! Versprich mir, Berthel, daß Du mir darin nicht entgegen handeln willst!“

Wie hätte sie einem Sterbenden Trost bieten können, wo es sich um so wichtige, irdische Dinge, wie Gold und Reichthum es sind, handelte?

Sie beugte tief das Haupt, Thränen verbunkelten ihren Blick.

„Ich verspreche es Dir!“ antwortete sie leise.

Es war ihr nicht möglich, ihn ins Auge zu sehen; sammelte er doch feurige Blicke auf ihr Haupt.

Nach einigen Stunden der Ruhe erwachte Graf Northon und sah auf die goldenen Strahlen der Sonne, welche auf dem Teppich des Gemachs auf- und abtanzten.

„Öffne das Fenster, Berthel, und laß den Sonnenschein voll ins Gemach strömen“, sprach er leise. „Ich möchte noch einmal ihre volle Schönheit sehen!“

Sie that, wie er sagte. Und jetzt quoll das helle, warme Licht durch die zurückgeschlagenen Vorhänge herein. Die Sonne, schon im Niedergange begriffen, färbte den Aether purpuroth und fern, hoch oben in den Lüften, leuchtete der Abendstern.

„Wie schön diese Erde ist!“ sprach Graf Northon hingerissen. „Wie paradiesisch schön muß es erst dort oben sein!“ Und er holte tief Athem wie Jemand, der erschöpft sich nach Ruhe sehnt.

„Mein Liebling!“ sagte er, Berthel erblickend, „wie blaß Du bist! Gehe ein wenig ins Freie; der Abend ist so schön. Sorge Dich nicht um mich. Ich werde indeß schlafen.“

Sie drückte noch einen langen Kuß auf die Lippen ihres Gatten und ging. In späteren Tagen war ihr die Erinnerung stets wohlthuend, in Frieden von seinem Lächeln begleitet, von ihm geschieden zu sein.

Berthel schritt mechanisch über die Stufen hinab, wie er es gewünscht hatte, blieb indeß kaum fünf Minuten im Garten. Das Licht im Gemach war indeß schnell in graue Dämmerung übergegangen. Berthel näherte sich dem Bette, auf welchem Graf Northon mit geschlossenen Augen ruhte. Sie wählte, er schliefe, und neigte sich langsam über ihn, doch je mehr sie sich ihm näherte, um so bleicher wurde ihr Antlitz. Und dann begriff sie.

Nachdem sank sie neben dem Lager auf die Knie. Ein müder Kämpfer mehr hatte ausgerungen —

Und in dumpfen, lang nachhallenden Klagetönen verkündeten die Glocken vom großen Thurm des Schlosses Northons über die Lande hinaus den Tod Graf Viktor Northons, des letzten seines Geschlechts.

6.

Zwei Jahre nach diesen Ereignissen war's, als im Monat August ein Passagierdampfer der Cunard-Linie um Mittag in See stach. Er führte eine große Anzahl Reisender mit sich, und nicht eine Kabine, nicht ein Platz im Mitteldeck war frei geblieben. Von allen Welttheilen waren hier Menschen zusammengekommen und bald regte sich die Neugierde bei Jedem, zu erfahren, wem das Schicksal ihn hier auf einige Wochen näher gebracht habe.

Eine Frauengestalt war es besonders, welche die Aufmerksamkeit ihrer Reisegefährten, hauptsächlich durch ihre Jugend und Schönheit, auf sich lenkte. Ihre schwarz gekleidete Gestalt, ihr abgesondertes Wesen konnten nicht lange unbemerkt bleiben, und Alles fragte: „Wer ist sie?“

Auf der Passagierliste stand sie als Gräfin Northon. Sie war Wittve. So jung noch und schon Wittve! Sie reiste mit ihren zwei Kammerjungfern. Einige wollten ihre Zurückhaltung mit Stolz auslegen, Andere wieder, denen der Zufall günstiger gewesen und einen Blick in ihre sammetweichen, sanften Augen vergönnt hatte, sagten das Gegentheil, doch keiner wagte sich ihr zu nähern. In ihrer vornehmen Art wußte sie eine unübersteigbare Schranke um sich zu ziehen, und so blieb sie ihnen ein Geheimniß vom Anfang bis zu Ende.

Ja, es war Berthel, auf dem Weg nach ihrem Heim. Heim? Hatte sie denn überhaupt ein Heim? Sie kehrte, bringender Bitte folgend, ihren Vater noch einmal zu sehen, nach Jahren nach Amerika zurück. Er war in letzter Zeit leidend gewesen und begehrte nach seinem Kinde. Nach einer verhältnißmäßig raschen Fahrt landeten sie in Newyork. Einen Tag der Ruhe und dann ging's nach Sandypoint.

Berthel verließ mit ihrer Begleitung schweigend den Dampfer und fuhr direkt in ein Hotel, wo sie zwei Zimmer telegraphisch bestellt hatte.

Den nächsten Tag erreichte sie das Ziel ihrer Reise und ihr Fuß stand wieder auf der heimatlichen Scholle. Drei Jahre waren seitdem vergangen, als sie hier lebensfroh und glücklich der Zukunft entgegen sah. Jetzt kehrte sie zurück, einsam und voll trüber Erinnerungen. Wie fremdartig ihr heute Alles erschien und doch wie bekannt! Hier waren die Läden, in welchen sie ihre Einkäufe bei Regen und Sonnenschein zu machen pflegte; dort dehnte sich die weite dunkle Fluth, auf deren Wellen sie sich mit Karl im kleinen Nachen geschaufelt, und dort das Heidefeld, wo sie Karl Stuart halb erstarrt im Schnee aufgefunden hatte. Wäre es nicht besser gewesen, sie würden damals beide der Kälte erlegen sein?

Und hier war die Stelle, wo er sie im Regen unter einem Felsvorsprung überraschte, und sie gedachte wieder seiner Worte: „Was die Zukunft Dir auch bringen mag, mache sie mir nie zum Vorwurf.“

Nein, sie hatte nur einen Vorwurf, — den gegen sich selbst! Das Glück des Lebens lag in ihrer Hand, sie hatte es von sich gewiesen, — wahrverblendet.

Und nun war auch das Haus erreicht; eine altersgebeugte Gestalt wankte ihr entgegen. Es war ihr Vater. Mit einem Schrei sank sie in seine Arme, und an seiner Brust vergaß sie Alles, — selbst Karl.

Aber nach einer Woche Aufenthalt im Elternhause erfaßte sie wieder jene alte Nostalgie. Sie wußte dieselbe nur im Taumel der Welt zu beschwichtigen. So beschloß sie, nach Newyork zurückzukehren. Ihren Vater bedachte sie mit Freigebigkeit, dann reiste sie ab.

Welche Zukunftspläne sie leiteten? Keine! Es lag in ihr nur das Bedürfnis, wie der ewige Jude von Land zu Land zu wandern. Ihr Leben entbehrte seines Inhalts.

Der Monat September ging zu Ende. Berthel weilte noch in Newyork. Sie verkehrte wie einst mit ihr aus jener Zeit Bekannten, von denen keiner über das Verbleiben ihrer Verwandten, der Stuarts, Auskunft zu geben vermochte.

„Es muß wohl etwas Wahres an dem Gerücht gewesen sein, welches ich in Sandypoint hörte“, sagte sie sich selbst. „Beatrix soll verheirathet und Karl nach Kalifornien gegangen sein, um Schätze zu suchen!“

Und für ihre Unthätigkeit hier keine Ablenkung findend, entschloß sie sich, nach England zurückzukehren. Lady Carley, Manilla, erwarteten sie. Sie mußte es versuchen, dort Ruhe zu finden und ihr Dasein in Zufriedenheit zu verbringen.

Am Tage vor der Abreise betrat sie einen Laden. Es fehlten ihr einige Toilette-Artikel. Sie näherte sich dem Tische, auf welchem schwedische Damenhandschuhe zur Ansicht ausgebreitet lagen.

„Welche Nummer?“ fragte Berthel und nahm ein Paar auf. Das Halbdunkel hatte sie den jungen Mann hinter dem Ladentisch noch kaum beachten lassen. Jetzt sah sie unwillkürlich auf und das Wort erstarrte auf ihren Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Rath in Rechtsachen! Schriftliche Arbeiten! 135
Rechtsanwaltsbureau Hochstätte 4, Schupp.



Welchen Wärmegrad müssen Speisen und Getränke haben?

Die Temperatur, in der die Nahrung genossen zu werden pflegt, ist vielfach ungewöhnlich. Gewisse Berufsclassen sind durch ihre Tätigkeit überhaupt verhindert, regelmäßig warme Nahrung zu sich zu nehmen; viele Fabrikarbeiter genießen andauernd nur kalte Mittagskost. Es besteht kein Zweifel, daß diese in viel geringerem Maße das Gefühl der Sättigung herbeiführt als warme, und daß die betreffenden Personen sich auch weniger leistungsfähig darnach fühlen, als wenn sie warm gespeist hätten.

Abgesehen von diesen durch den Zwang der Umstände hervorgerufenen Ungewöhnlichkeiten wird hinsichtlich der Temperatur der Speisen besonders viel durch die Gewohnheit gefördert, insbesondere was den Genuß heißer Getränke anbetrifft. So haben Messungen gezeigt, daß die Temperatur, in welcher ein alter Herr regelmäßig seinen Kaffee zu sich nahm, 65° C. betrug; daß ein Schlächter Suppe nie anders als bei einer Temperatur von 72° C. zu essen pflegte; daß in Rußland Kohlsuppe und Tee für gewöhnlich in einem Wärmegrade bis zu 80° C. und mehr genommen wird.

Am heißesten werden gewöhnlich die Speisen von der Landbevölkerung genossen, wo sie in siedendem Zustande in einer gemeinsamen Schüssel auf den Tisch kommen und in der Regel in Temperaturen von über 60° C. eingenommen werden. Auch Säuglinge erhalten manchmal eine viel zu warme Nahrung, welche sie unruhig macht und Schweißausbruch herbeiführt, während andererseits die Milchgenuß, welche kühler ist als die Temperatur der Muttermilch, Verdauungsstörungen bei ihnen erzeugt.

Die angemessenste Temperatur der Nahrung, zumal für Kranke, ist die Blutwärme, eine Erkenntnis, die schon seit langem gewonnen ist. Will man ausgesprochen kühle Getränke zuführen, so dürfen sie, zumal wenn sie den Durst löschen sollen, nicht allzu niedrig temperiert sein, sondern müssen zwischen 10 und 20° C. liegen. Jedenfalls ist stets vor ausnehmend hohen oder niedrigen Temperaturen zu warnen, keineswegs dürfen diese nach unten hin 7,5° C., nach oben hin 55° C. übersteigen; doch sind das bereits die äußersten Grenzen, und da die Individualität und die Gewöhnung hier sehr viel mitsprechen, so darf überhaupt niemals, auch wenn sie geringere Wärmegrade besitzt, eine nach oben oder nach unten hin derartige temperierte Nahrung gereicht werden, daß irgend welche Schmerzempfindung oder auch nur deren Andeutung an den Zähnen oder im Munde durch sie hervorgerufen wird.

Diesen äußersten Grenzwerten ist es darum besser überhaupt nicht zu nahe zu kommen. So müssen also 40° bis 50° C. für warme Speisen, zumal für feste, als zutreffend gelten, wenn auch die Konsistenz der Nahrung hier wesentliche Unterschiede bedingt und ebenso auch die Art ihrer Einverleibung: je hastiger und schneller die Einnahme geschieht, desto mehr sind exzessive Temperaturen zu vermeiden.

Und diese Grenzen lassen sich auch dann innehalten, wenn die für die Nahrung gewählte Temperatur den ausgesprochenen Zweck verfolgt, dem Körper Wärme zuzuführen oder zu entziehen. Will man bei kalter Außentemperatur oder aus sonstigen Gründen, insbesondere bei blutarmen Personen, dem Körper Wärme zuführen, so genügt hierzu schon ein warmes Getränk, das nicht mehr als 40° C. höher temperiert ist als die Körperwärme; will man im Sommer den Körper kühlen oder Fiebernden Wärme durch die Nahrung entziehen, so reicht ein kaltes Getränk in den ebenso nach unten hin bemessenen Grenzen gleichfalls hierzu aus.

Für Trinkwasser ist die beste Temperatur 12,5° C., wobei es kühlend und erfrischend schmeckt, während eine niedrigere Temperatur schon kalt empfunden wird. Ueber 21° C. darf Trinkwasser, wenn es nicht fade schmecken soll, keinesfalls haben. Die kohlensauren Wässer müssen höher temperiert sein als das Trinkwasser, da sie bei gleicher Temperatur wesentlich kälter erscheinen. Noch bei 12,5° C. schmeckt Sodawasser außerordentlich kühl; es wird am besten mit 14 bis 16° C. genossen.

Auch Bier sollte nicht kälter als 15° C. genommen werden, bei welcher Temperatur es noch angenehm kalt schmeckt und die für dies Getränk die angemessenste ist.

Beim Weine ist, wie bekannt, die Temperatur, in der er genossen wird, abhängig von der Art des Weines. Am kältesten wird Champagner getrunken, der, wenn die Flasche dauernd im Eiskübel gehalten wird, bis zu einer Temperatur von 2° C. sich abkühlen kann. Aber selbst bei dieser für alle anderen Getränke durchaus zu vermeidenden niederen Temperatur ruft er keineswegs eine so starke Abkühlung im Magen hervor als Trinkwasser oder andere gleich kalte Getränke, offenbar wegen der anwärmenden Wirkung, welche der Alkoholgehalt des Champagners trotz des Freiwerdens der Kohlensäure auszuüben vermag; doch wird man gut tun, ihn nicht kühler als mit 10° oder 8° C. zu genießen. Weißwein kann ebenfalls bis 10° C. herunter genossen werden, wenn er schwer und gehaltvoll ist, leichte Weine dagegen nicht unter 15° C., Unterschiede, welche sich aus dem verschiedenen Alkoholgehalt der einzelnen Weinsorten herleiten. Rotwein dagegen muß 18 oder 19° C. haben, eine Temperatur, die nicht nur die zuträglichste, sondern auch für den Geschmack die vorteilhafteste ist.

Speise-Eis und die sonstigen gestorenen Getränke sind diätetisch sicherlich keine günstig wirkenden Genußmittel, können jedoch an Stelle der einfachen Eispillen in Krankheitsfällen Verwendung finden. Für gewöhnlich ist aber ihr Genuß kein recht vorteilhafter, besonders nicht, wenn sie, wie üblich, unmittelbar an eine aus warmen und heißen Gerichten bestehende Mahlzeit angegeschlossen werden; wie überhaupt starke Gegensätze zwischen warmer und kalter Nahrung schädlich und in erster Linie den Zähnen nachteilig sind.

Auch die Milch wirkt kühler als Wasser von der gleichen Temperatur; noch mit 10° C. und selbst mit 12,5° C. erscheint sie recht kalt; soll sie als kühles und erfrischendes Getränk genossen werden, so sind 16 bis 18° C. am angemessensten. Wird die Milch, frisch von der Kuh, warm getrunken, so hat sie eine natürliche Temperatur von 34 bis 35° C.; so wird sie am besten vertragen und schmeckt auch am besten. Für warme Milch ist die obere Grenze 45° C., außer, wenn sie in ausgesprochen Schweiß erregender Absicht eingenommen wird.

Von Suppen ist die Fleischbrühe eher warm als Misch, zwischen 37 und 45° zu nehmen, da sie abgekühlt nicht nur nicht schmeckt, sondern das in ihr enthaltene Fett gerinnt.

Die verbreiteten Genußmittel Kaffee und Tee werden dagegen erfahrungsgemäß vielfach zu heiß genossen. Frisch bereitet hat Kaffee, selbst nach dem Zusatz einer entsprechenden Menge von Sahne und Zucker noch immer eine Temperatur von über 60° C., welche unter allen Umständen als eine für den Genuß zu hohe anzusehen ist. Die angenehmste Temperatur für Kaffee liegt bei 40° C. und etwas höher, wobei er noch durchaus als warm empfunden wird. Im übrigen kommt es beim Kaffee und auch beim Tee sehr wesentlich darauf an, ob das Getränk in anregender Absicht verabfolgt wird oder um den Durst zu löschen; die anregende Wirkung ist eine um so größere, je heißer das Getränk gereicht wird, da eben die Temperatur der einverleibten Flüssigkeit an sich zur Erzielung dieser Wirkung beiträgt. Die durstlöschende Wirkung dagegen tritt bei einer niederen Temperatur von ungefähr 15° C. am meisten in die Erscheinung.

Uebrigens ist der Wohlgeschmack des Kaffees, der anscheinend an einzelne Orte, welche die Kunst seiner Zubereitung sich besonders angelegen sein lassen, traditionell gebunden ist, auf nichts anderes zurückzuführen, als auf einen möglichst hohen Prozentsatz von hinzugesetzter Sahne zu einer kleinen Menge eines in ungewöhnlich starker Konzentration bereiteten Kaffees; und diese Tatsache kommt insofern auch hier in Betracht, als es so leicht möglich ist, durch den Zusatz kühlerer Sahne die Temperatur auch des frisch hergestellten Kaffees auf den angemessenen Stand zu bringen.

Von den festen Speisen dürfen diejenigen von breiartiger Konsistenz darum nicht besonders heiß genommen werden, weil sie ihre Wärme besonders schwer abgeben und sich nur langsam im Munde und besonders im Magen abkühlen; die Temperatur von 37 bis 42° ist für solche Breie die angemessenste.

Auch für Braten und gekochtes Fleisch entspricht die Temperatur des Blutes demjenigen Wärmegrade, welcher hier der zweckmäßigste ist; diese festeren Speisen dürfen darum keine erheblich höhere Temperatur als 50° C. haben, weil sie sonst wegen der im Munde entstehenden Schmerzempfindlichkeit nur unvollständig oder auch gar nicht gesaut werden, und so zu den Schädigungen im Magen außer der Temperatureinwirkung noch die schwere Verdaulichkeit der kompakten Fleischstücke hinzutritt. Und wesentlich nach unten hin darf gleichfalls die Temperatur des warmen Fleisches nicht sinken, da das Fett in ihm sonst erstarrt.

AUS FERNEN ZONEN

Bei den Fulahs.

Unterhalb der glühenden Sahara, im Westen von den Ufern des Senegal bis weit nach Osten in der Nachbarschaft von Darfur im nördlichen Afrika siedelt die gegen neun Millionen Köpfe starke Rasse der Ruba-Fulahs, die letzteren, die Fulahs, mehr im Osten. Mit lichtbräunlicher Haut, schönen Augen, feingeschnittenem Mund und schlichtem Seidenhaar bei meist vorzüglichem Wuchs bilden sie das Volk, dem vielleicht in Zukunft die gebietende Stellung in der ganzen Strecke zufällt, welche sie jetzt einmal dichter, einmal zerstreuter bewohnen. Sie haben selbst das Gefühl, sich von dem eingeborenen Neger des Sudan vorteilhaft zu unterscheiden und stehen auch geistig bedeutend über ihm. Vor allem zeichnet sie aus die Liebe zu vernünftiger Tätigkeit, so daß man bei ihnen mit Recht von einer ureigenen Kultur sprechen kann. So treiben sie z. B. Land- und Viehwirtschaft in ausgedehntem Maße, verstehen sich auf die Vereitung der Butter, betreiben für eigenen Bedarf die Weberei und erweisen sich als tüchtige und gewandte Jäger. Als eifrige Mohammedaner huldigen sie freilich der Vielweiberei, weit mehr als die Türken, und schämen das Weib, welches nur das Hauswesen zu besorgen hat, nicht eben hoch; auch halten sie noch Sklaven, behandeln aber letztere, wenn sie ihre Pflicht tun, mehr als Familienangehörige und verkaufen dieselben nur dann, wenn ein solcher von seinen eigenen Genossen schlechter Aufführung wegen dem Herrn zu diesem Zwecke bezeichnet wird. Ihre meist runden Lehmhütten werden mit dickem Strohdach bedeckt und stehen in den Dörfern, in welchen eine Anzahl turmartiger Bauten die Minarets vertreten, meist in geordneten Reihen, während die einzelnen Gehöfte mit einer Art Palisade umgeben sind. Von der Sprache der Fulahs hat man erst in neuerer Zeit einige, doch immer nur lückenhafte Kenntnis; dieselbe soll sehr weiche, angenehme Laute haben, und übrigens zeigt sie die Merkwürdigkeit zwei bestimmter Geschlechtsformen der Hauptwörter, je nachdem diese ein lebendes Wesen bezeichnen oder nicht. Wie schon erwähnt, verleiht den Fulahs ihre höhere Intelligenz ein deutliches Uebergewicht gegen die anderen Bewohner des weiten Gebietes, und vorläufig verbreitet sich ihre Machtsphäre immer weiter, so daß auch der Kongostaat bald in die Lage kommen könnte, mit ihnen rechnen zu müssen. Wünschenswert wäre ein friedliches Abkommen mit ihnen.

Kurzes Allerlei.

Ein Weinmeer. Die mythologische Weltenteilung der Indier ist eine höchst eigenartige, denn sie kennt sieben Himmel über der Erde, sieben Kreise um diese, zwischen welchen sieben Meere liegen, die ebenso viele Paradiese bilden. Unter den sieben Meeren ist auch ein — Weinmeer. Das Weinmeer der Indier übersteigt noch bei weitem die Ausführungen des deutschen Märchens vom Schlafrassenlande. In dem Paradiese des Weinmeeres wohnen alle diejenigen, die auf Erden im Ueberflusse gelebt haben.

Der Ursprung der Reger. König Menelik erzählte eines Tages seinem Gese in folgender Weise den Ursprung der Reger: Zur Zeit der Erschaffung Adams wollte auch Satan seinerseits mit ein paar handvoll Erde einen Menschen erschaffen, und es gelang ihm recht gut; aber alles, was er berührte, wurde schwarz, und auch sein Mensch nahm natürlich diese Farbe an. Bei diesem Anblick dachte der Meister Satan darauf, ihn zu waschen, und warf ihn in den Jordan; aber die Gewässer dieses Flusses zogen sich sogleich zurück, und nur die Handflächen und die Fußsohlen konnten ein wenig benezt werden, was ihre hellere Färbung erklärt. Ergrimmt über diesen Mißerfolg, versetzte nun der Teufel seinem Geschoß einen fürchterlichen Faustschlag auf die Nase, wodurch diese platt wurde. Der Unglückliche hat um Gnade, und da der Satan sein Unrecht einsah, fuhr er ihm mit höllischer Lieblostung mit der Hand über die Haare; aber da die Hand zu heiß war, brachte sie sogleich die Wirkung eines glühenden Eisens hervor und trüfete dieselben. Daher der Unterschied zwischen den Söhnen Japhets und Sem. Der König Menelik setzte hinzu, daß nach drei oder vier Generationen der liebe Herrgott ein Regentind sehr lieb gewonnen, und da er den Leib nicht anders machen konnte, wandelte er das Herz um und machte es ehrlich, treu und zu guten Handlungen geneigt. Dieses Kind gründete später das Königreich Schoa und Menelik ist sein Nachkomme.



Räthsel und Aufgaben.

Silbenräthel.

Der, lau, le, se, lu, me.

Es sind 6 Wortpaare zu suchen, bei denen die Endsilbe jedes ersten Wortes, mit der Anfangsilbe des dazugehörigen zweiten Wortes übereinstimmt. Die den einzelnen Wortpaaren gemeinsam gehörenden Silben sind vorstehend angegeben. Die Anfangsbuchstaben der an erster Stelle stehenden Wörter und die Endbuchstaben der an zweiter Stelle befindlichen Wörter nennen je den Namen einer deutschen Stadt.

Die Wörter bezeichnen: Eine Stadt in Hannover und eine Schriftstellerin; eine Stadt in Schlesien und ein Musikinstrument; eine Stadt in Russland und eine arithmetische Bezeichnung; einen Baum und Zucker; eine Bezeichnung beim Whistpiel und ein Mädchenname; ein Insekt und einen Dichter.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Rebus.

Wer nicht handelt wie er soll, muß es nachher büßen!

Rhein.-Westf. Handels- u. Schreiblehr-Anstalt

Rheinstraße
103 I.



Größtes und
renom.
Institut am
Platz.

Gründl. Unterricht in: einf., doppel., amerik. Buchführung, Rechnen, Korrespondenz, Wechsel- und Handelskunde, Kontopraxis, Schönschreiben, Stenogr., Maschinenschreiben. Erfolg garantiert. Zeugnis und Empfehlungen. Stellenvermittlung kostenlos.

Die Damenkurse werden von Frau E. Schreiber geleitet.
7445 Die Direktion.

Gicht, Rheumatismus und Ischias verschwinden durch öfters Einreiben mit meinem Eucalyptus- und Fichtennadelöl unter gleichzeitiger Anwendung von Bädern mit meinem Fichtennadel- und Extrakt. Auch das längere Trinken meines Eschblättherbes hat sich vorzüglich bewährt. Stets acht und in vorzüglicher Qualität zu haben Aneipp-Pharm, 59 Rheinstraße 59. (Inh.: Heinrich Meyer.) 9635

Telefon 3046.

Photographie Conrad H. Schiffer,

Atelier für naturgetreue u. künstlerische Porträts.

nur Taunusstrasse 4, Parterre. 8241

Samen-, Vogel- u. Vogelfutterhandlung

von

8135

Georg Eichmann,

2 Mauergasse 2.

Telephon 3059.